

BUNTE WELT

Nr. 18

Unterhaltungsbeilage

1934

Jumbo

Von Fritz Rosenfeld

Da das Zirkusprogramm mit den Clowns, dem dressierten Hund, der Kunstreiterin und dem Zauberer nicht mehr zog, bejaß der Direktor Libelli, eine Pantomime einzuführen, in der er sein Personal und einen Teil der Tiere verwenden konnte. Der tapfere Ritter, der mit blinkendem Schwert auszog, um die geraubte Jungfrau aus den Händen des Vandenführers zu befreien, ritt auf dem Schimmel, den Libelli früher vorgeführt hatte. Pol, der Pudel, begleitete das bejammerenswerte Opfer der Mäuber in die Gefangenschaft und erheiterte es dort durch seine Kunststücke und Jumbo, der Affe, wurde in ein Plückerkleid gekleidet, mit einem winzigen Schwert aus Pappendefel ausgerüstet und dem Helden als Anapfe auf seine Abenteuerfahrt mitgegeben. Er ahnte getreulich die großen Gesten des fahrenden Ritters nach und suchte, dies war eine Glanzleistung Loms, des Beleuchtlers, sogar ein gespenstiges Duell mit seinem eignen Schatten aus. Libelli erklärte, das Stück, das seine Frau verfaßt hatte, sei zwar ein haarsträubender Unsinn, aber gerade deshalb werde es dem Publikum gefallen; und er behielt recht, das Plakat mit der schaurigen Szene der Pantomime, das er hatte anfertigen lassen, lockte das Publikum, es war jeden Abend Geld in der Kasse, die Leute zitterten, wenn die Mäuberbande mit gezückten Dolchen durch die halbdunkle Manege schlich und brüllten vor Lachen, wenn Jumbo die Heldengebärden des Ritters kopierte.

Die Rolle der geraubten Jungfrau spielte Amanda, die mit ihrem richtigen Namen Karoline Holzschner hieß und aus einem nordböhmischen Dorf stammte; sie hatte große blaue Augen und sah mit dem falschen, langen blonden Zopf sehr züchtig aus. Ihr gehörte Jumbo; sie hatte ihn vor einem Jahr bei der Versteigerung eines Wanderzirkus, der sich auflösen mußte, um ein paar Groschen erworben. Er schlief in ihrem Wagen, er wich nicht von ihrer Seite, wenn sie ins Freie trat, und er sah sie mit großen, fragenden Augen traurig an, wenn Schatten über ihr Gesicht gingen. Sie war der einzige Mensch, an dem Jumbo hing. Die Clowns verjagten ihn mit einem Stock, wenn sie Karten spielten und er auf den Tisch sprang, um die bunten Plättchen, die sie in den Händen hielten, aus der Nähe zu betrachten; und Libelli holte mit der Peitsche aus, wenn er Jumbo in einem Winkel erblickte. Jumbo war eines der Geschöpfe, die besser daran tun, unsichtbar zu bleiben, bis man sie braucht, und wieder unsichtbar zu werden, wenn sie ihre Arbeit verrichtet haben.

In der Pantomime gab es eine Szene, in der Libelli, in der Rolle des Mäubers, Amanda bedrängte und erst von ihr abließ, als Jumbo auf seine Schulter sprang und mit seiner Spielzeugwaffe wütend auf den Kopf

des Direktors einschlug. Wochenlang war diese Stelle geprobt worden; es hatte viel Mühe, gute Worte, unendliche Geduld und manchen Lederbissen als Belohnung gekostet, bis Jumbo auf einen leisen Ruf Amandas zum Sprung ansetzte und seine Komödie spielte. Er blickte erstaunt und verständnislos im Kreis umher, wenn das Publikum im Gelächter ausbrach, denn er ahnte gar nicht, was die rasenden Bewegungen mit dem silber-schimmernden Ding, das man ihm in der Hand gegeben hatte, eigentlich bedeuteten; er haßte Libelli und wäre ihm lieber gar nicht in die Nähe gekommen.

Eines Abends, die Vorstellung war beendet, das Zelt sollte abgebrochen werden, hockte Jumbo auf einem Baum, neben dem Wagen, in dem Amanda wohnte. Er blinzelte mit den Augen, denn er freute sich, daß er durch das Fenster alle ihre Bewegungen genau beobachten konnte, sie ihn aber nicht sah. Sie sah vor dem Spiegel und schminkte sich ab. Da trat Libelli hinter ihren Sessel, legte die Hände auf ihre Schultern, neigte den Kopf über sie und küßte sie auf das dicke, leuchtende Haar. Sie sprang auf, er preßte

Die Erscheinung

Nach gehe wie ein Schatten unter die Völker
Und setze mich an der Seite der Menschen
nieder.

Keiner sieht mich, aber sie sehen einander an
Und wissen, daß ich da bin.

Mein Schweigen ist das Schweigen der Flut,
Die den Spielplatz der Kinder begräbt.

Nach bin wie der Frost, der immer kälter wird
in der stummen Nacht,
Darauf die Vögel tot sind am Morgen.

Heere fallen ein, zerstampfen das Land, zer-
stören
Mit Geschossen, die von der Erde und vom
Lustreich brüllen.

Nach bin mächtiger als Heere,
Fürchtbarer als die Kanone.

Könige und Kanzler geben Befehle —
Nach gebe keinem Befehle —

Aber man gehorcht mir mehr als Königen,
Mehr als leidenschaftlichen Rednern.

Nach entbinde von Eiden, mach' Taten un-
sehen.

Die nackten Dinge kennen mich.

Nach bin der Hunger.

Unbekannter Autor.

schnell die Hand auf ihren Mund; wenn Amanda schrie und seine Frau kam, hatte er die Hölle. Seine Augen blickten mit unheimlicher Starrheit auf Amanda, die vor ihm zurückwich, bis an die Wand. Dort packte er sie, er wußte, nun wird sie nicht mehr schreien, er legte den Arm um sie — da spürte er die dünnen, kalten Arme des Affen in seinem Nacken. Jumbo hämmerte mit seinen kleinen Fäusten auf ihn ein, das Schwert fehlte ihm diesmal, das Stichwort wurde ihm nicht gegeben, aber er veräußerte seine Pflicht dennoch nicht. Amanda rief seinen Namen, mit einem andern Tonfall zwar, mit einer andern Stimme. Libelli packte ihn am Rücken, schleuderte ihn in den Winkel, griff in blinder Wut nach einem Glasgefäß, das auf Amandas Tisch stand, warf es auf Jumbo. Das Glas zerbrach, Jumbo leckte eine Wunde, aus der warm und dunkel Blut in sein Fell floß.

Amanda hob ihn mit zärtlichen Händen an ihre Brust, streichelte ihn, wand weiches, weißes, kühlendes Linnen um die Wunde. Der Wagen polterte die ganze Nacht über die Landstraße. Erst als der Morgen graute, rollte er auf eine Wiese, verstummen die Räder. —

Sie sind müde von der Fahrt, sie haben das Zelt aufgerichtet und ihre Hände hängen kraftlos herab. Aber schon schmettert die Trompete am Eingang, die Dorfjungen drücken ihre Nase an den Fenstern der Wagen platt und johlen, wenn sie eine Perücke, ein Stück der Rüstung des Ritters erblicken.

Jumbo trägt heute einen Verband unter seinem Plückerkleid, er hüpfet nicht vor Freude im Sand umher, ehe er in die Manege geschickt wird, er hockt hinter dem Vorhang und seine Augen sind trüb. Als seine Szene kommt, hebt ihn der Stallknecht, der Inpizientendienst berieft, in die Höhe, das Licht des Scheinwerfers fällt auf Jumbo, Gelächter schlägt ihm aus dem weiten, dunklen Raum entgegen. Er hört Amandas Stimme, sie ruft ihn, aber er kommt nicht näher, er sieht sie nur mit fiebrigen, brennenden Augen ratlos an. Libelli flucht bereits, das verdammte Tier, es ist überfüttert, es ist verwöhnt, man muß es jeden Abend prügeln, dann wird es gehorchen. Das Publikum wird unruhig, es weiß nicht mehr, gehört der Auftritt des Affen zum Spiel oder nicht, es beginnt zu lachen und zu trampeln, da rettet der Ritter, der Jumbo beiseite schiebt, die Situation.

Jumbo schleicht in den Wagen zurück, in seinem kleinen Kopf gehen Verbote und Befehle, geistern und heute, wirr durcheinander. In seiner einfachen, armen Welt gibt es die Grenze nicht, die die Menschen zwischen Spiel und Wirklichkeit gezogen, die Sein und Schein voneinander trennen soll.

Amanda sitzt wieder vor dem Spiegel, sie beachtet Jumbo nicht. Er springt auf ihren

Tisch, sie schlägt nach ihm. Hätte eine andre Hand sich gegen ihn erhoben, er hätte zugebissen mit seinen scharfen Zähnen. Aber er wäre heute zu schwach dazu gewesen. Es brannte in seinem Leib, er hatte Durst, doch sie zog ihm die Wasserkrüge fort, über die er sich beugte. Da schlich er in einen Winkel und schloß die Augen.

Als Amanda am Morgen erwachte, war Jumbo verschwunden.

Nach drei Wochen erzählte ihr der Wirt eines Dorfes, in dem sie gastierten, daß man in der Gegend einen kleinen Affen gesehen,

der einem Firtus entlaufen sein mußte. Die Kinder jagten ihn, er floh auf einen Baum, und da er sich nicht fangen ließ, griff der Landgendarm schließlich zum Gewehr. Das Tier wurde verscharrt, auf dem Finger, auf dem die toten Hunde lagen.

Ein kleines Mädchen hatte aus einem Märchenbuch das Bild eines Affen aus- geschnitten und an der Stelle, an der Jumbo begraben war, an einen Stein gelehnt; aber das Bild war nicht mehr zu finden, als Amanda kam, der Wind hatte es längst ver- weht.

Mächtige Unben

Von A. F. Schiffler

Dies ist ein kleiner Auszug aus dem Buche „Zehntausend Meilen im Sattel“ von A. F. Schiffler. Der fesselnde Bericht über eine zweieinhalbjährige Reise zu Pferde von Buenos Aires nach Washington über die Andenkette, durch Wüsten, weglose Dschungel, Urwälder und durch Länder, die von Revolutionskämpfen sieberdurchschauert sind. Eine ebenso unterhalt- same wie informative Lektüre über Land und Leute in den weltabgeschiedensten Gegenden der Welt. 392 Seiten. Er- schienen im Montiana-Verlag A.-G., Horw-Luzern, Schweiz.

Unser Weg führte nun auf schmalen Ge- birgspfad durch das malerische, schön betwal- dete und von tiefen „quebradas“ (Spalten) und großen, felsigen Flußbetten zerrissene Land nördlich von Tucuman. Oft tasteten wir uns auf schwindelerregenden Pfaden die Verhänge entlang, während neben uns Abgründe in jähem Sturze tief ins Tal hinabreichten. Man hatte mich glücklicherweise gut beraten, und wir er- reichten die Landschaft zu einer Jahreszeit, in der die Flüsse noch wenig Wasser führen. Doch wie mögen sie erst aussehen, wenn sich in ihrem feinen Bett die großen Fluten zum fernen Ozean wälzen!

Ab und zu begegnete uns ein Reiter auf dem Weg zur nächsten Ansiedlung oder zur fernen Stadt. Die struppigen, stämmigen Gebirgsponts waren mit ihrem besten Sattelzeug ausgestattet. An sich ist es zwecklos, die Leute nach dem Weg zu fragen, denn man erhält stets ein und die- selbe Antwort „¡ja derecho no mas“ — geh- nur gradaus — auch wenn sich der Weg durch einen Berggarten von Schluchten und Tälern hin- durchwindet. Auf die Frage nach der Entfernung von einem Ort zum andern folgt prompt „aqui á la vuelta no mas“ (gleich um die Ecke) oder „cerquita“, was „ganz in der Nähe“ bedeutet und ebenso wenig stimmt. Wer sich auf eine der- artige Auskunft verläßt, kommt vielleicht nach einem 24stündigen Reit über Stock und Stein, Wegkrümmungen und Seitentälern zum ge- wünschten Ort, d. h. wenn er sich nicht verirrt. Ich kannte das, fragte aber stets, schon um wie- der mal eine Menschenstimme zu hören. Wie die meisten Menschen, sind die Leute auch dort neu- gierig und vergessen nie nach Woher und Wohin zu fragen. Meine Antwort war und blieb immer „Ich komme aus dem Süden und reite nach Norden“, und damit gaben sie sich zu- frieden. Sie wünschte dann mit eigenartig singender Wahnstimme „que la vaya bien!“ (viel Glück), spornen ihr Meistier und wanderten weiter.

Es war ziemlich schwierig, den richtigen Weg einzufinden, und ich mußte schließlich mehr

als einmal wieder umkehren. Derartige Zwischen- fälle verbesserten meine Laune natürlich nicht, und um mein verbüsteres Gemüt zu erheitern, hatte ich mir ein ganz besonderes Repertoire ausgedacht, das ich, so oft es nötig wurde, herunterfluchte.

Einige Flüsse, die noch genug Wasser führ- ten, brachten uns in recht kühle Lagen. Ein- mal verlor das Reispferd den Boden unter den Füßen, und die starke Strömung riß uns beide über eine Stromschnelle in ein Loch hinab. Wir hatten einen tüchtigen Schreck davongetragen, aber sonst war zum Glück nichts geschehen, und ich hatte eine heilsame Lehre für die Zukunft erhalten. Am besten zog sich das Reispferd aus der Geschichte; es ließ uns nämlich machen und ging auf eigene Faust auf die andere Seite, wo wir uns wieder zusammenfanden.

Wir drei Wegesellen waren jetzt richtige Freunde geworden, „amadrinado“ sagt der Gaucho. Das hübsche Wort ist vom argentinischen „madrina“ abgeleitet. Madrina — We- schühlerin — heißt die Leitstute einer „tropilla“ (kleine Herde). Wer die Liebe und Zuneigung eines Pferdes voll würdigen und feinerlernen will, muß mit ihm draußen im Freien leben. Sobald das Tier in eine ihm fremde und unge- wohnte Umgebung kommt, wird es seinen Herrn nie verlassen, sondern seine Gegenwart und bei drohender Gefahr seinen Schutz suchen. Mancho und Gato hatten mich jetzt so gern, daß ich sie unbeforgt frei herumlaufen lassen konnte. Selbst wenn ich in einer ganz einsamen Hütte über- nachte, ließ ich sie draußen weiden und schlafen, denn ich wußte, daß sie sich nie mehr als ein paar Meter von der Hütte entfernen und am Morgen an der Tür warten würden, wo sie mich mit freudigem Wiehern begrüßten.

Ein noch ziemlich häufiger Vogel dieser Gegend ist der Strauß, da er aber eifrig ver- folgt und gejagt wird, ist er äußerst selten ge- worden. Er gehört zu der südamerikanischen Ab- art, die den wissenschaftlichen Namen Rheu Dar- winii trägt, und ist kleiner als sein afrikanischer Vetter. Das Weibchen legt sein großes Ei in ein schlammig zusammengescharretes Gemein- schaftsnest, das meistens an einem verborgenen Platz angelegt wird und in dem man oft bis zu dreißig Eier finden kann. Sobald die Lege- zeit vorbei ist, übernimmt ein Männchen das Brutgeschäft und später auch die Aufsicht der Jungen. Die andern Männchen und Weibchen kümmern sich um nichts mehr und kehren wieder zu ihrem gewöhnlichen Leben zurück. Nur die männliche Amsie bleibt bei den Eiern und wärmt und wendet sie. Zeitweise entfernt sich der Wäch- ter von dem behüteten Schatz, um auf die Nah- rungsjude zu gehen. Hat sich während seiner Abwesenheit jemand bei den Eiern zu schaffen

gemacht oder gar weggenommen, so wird er es sofort merken, mag der Betreffende noch so sorg- fältig vorgegangen sein. Dann kanns geschehen, daß der Strauß sämtliche Eier zusammenstampelt und in alle Himmelsrichtungen zerstreut. Große Eierliebhaber sind die im nördlichen Argentinien häufig vorkommenden, über 20 Zenti- meter langen grauen Leguane oder „iguanas“. Nur wird sich trotz der kräftigen Zähne kein Leguan ans Nest wagen, solange der Wächter in der Nähe ist. Der Räuber wartet, bis die Luft rein ist, nähert sich vorsichtig dem Eierbor- rat, zieht ein Ei aus dem Haufen heraus und gibt ihm einen kräftigen Stoß, daß es auf die anderen zurückprallt und zerbricht — dann wird geschleckt. Auf diese Art verschafft sich die Eidechse den Genuß, denn ihr Maul ist zu klein, um das Ei zu zerbeißen und der Schwanz ist zu schwach, um die sehr harte Schale zu zertrümmern. Ich habe auch schon Straußeneier gegessen, sie schmecken wie Hühnereier, und ich behaupte, daß einer, der es nicht weiß, überhaupt keinen Unter- schied merkt.

Ein anderer, unwillkommener Gast ist der Puma oder Silberlöwe, der den Schaf- und Zie- genzüchtern viel zu schaffen macht. Den Men- schen wird er im allgemeinen nicht gefährlich, außer wenn er Junge hat und man in die Nähe seines Lagers kommt. Ziemlich häufig sind auch die Wildkagen; auch sie wollen vom Menschen nichts wissen, solange er sie in Ruhe läßt.

Die nächste wichtige Stadt, die wir er- reichten, hieß Jujum, ein hübscher, in ein freund- liches Tal gebetteter Ort, wo wie in Tucuman hauptsächlich Zuckerrohr gepflanzt wird. Die den lieblichen Platz umschließenden Bergabhänge sind ein großer, schöner Orangenhain. Zu den Pflanzungen arbeiten fast nur Vollblutindianer, die — aus Bolivien stammend — sich für die Dauer der Erntezeit hierher verdingen. Es gibt ein Wort: „Solange der Mensch Zucker und Kaffee braucht, so lange wird es auch Sklaven geben.“ Die armen, unwissenden Indianer ver- dienen verhältnismäßig gut, aber am Ende der Ernte wandert das mühsam erarbeitete Geld wieder in die Taschen der Unternehmungen zurück. Einige dieser Konzernne gehen sogar so weit, innerhalb ihres Landbesitzes den Freischlag zu verbieten. Sie haben ihre eigenen Magazine und Läden und zwingen den armen Indianer, ihre Waren zu verbrecherisch hohen Preisen auf. Die armen Burischen haben nicht einmal ordent- liche Schlafstätten, sondern müssen in Zucker- rohrhütten hausen. Ein Nachttag bietet den traurigsten Anblick, der sich nur vorstellen läßt! Hier kann man Degien der Trunkenheit erleben. Selbstverständlich muß alles im Unternehmern- laden gekauft werden! Chemische Weine und ganz minderwertiger Zuckerrohrschnaps werden zu Champagnerpreisen verkauft. Als ich dem Leiter eines Konzerns meinen Ekel ausdrückte, meinte er schlicht: „Sie sind sentimental, mein Lieber, Geschäft ist Geschäft.“ Nicht wundert es nicht, wenn gerade diese Menschenorte gewisse Missionen eifrig begünstigt, und ich kann mir den scheinheiligen Augenaufschlag vorstellen, mit dem diese Leute eine große Banknote in den Klingen-beutel legen, sobald er durch die fromme Ge- meinde wandert. Und die ahnungslose Umgebung stellt fest, wie edel und großherzig Herr und Frau Soudso sind. Nach der Lohnauszahlung wird zwei bis drei Tage lang kein Strich ge- arbeitet, weil die meisten Arbeiter überhaupt noch nicht zu sich gekommen sind oder noch nicht das ganze Geld vertrunken haben.

Der schlechte Auf dieser Zahlungszeiten war schon in Buenos Aires an meine Ohren gedrun- gen und nun erlebte ich den Beweis. Schon am

frühen Morgen kamen Indianer und Mexizger scharenweise zum Lager geströmt; Skolablätter (aus denen Skoin gewonnen wird), Machetes, Taschenmesser, Kleider, Tabak und anderes mehr wurde verlangt und teuer bezahlt. Schnaps und Wein flossen in Strömen. Zunächst hörte man fast gar keine Unterhaltung, doch allmählich übte der Alkohol seine Wirkung aus, und es herrschte ein Getöse wie an einem großen Tag an der Börse. Überall sahen zweifelhafte Gestalten, alles trank, rauchte, laute Kolablätter, stritt und schrie in schlechtem Spanisch oder in Quichua, der Sprache dieser Indianer. Einige kauften ihren Alkoholbedarf und verzogen sich ins Freie, wo sie sich auf die Erde, mit dem Rücken gegen die Hausmauer hockten und tranken. Andere ließen sich den Wein in einen Eimer schütten und stolperten damit ihren unsagbar schmutzigen Behausungen zu; wieder andere schliefen da, wo sie gerade umgefallen waren, ihren schweren Giftranich aus. Das Ragazin lag auf einer kleinen Höhe, einige Stufen führten zum Eingang empor. Es war ein unappetitlicher, trauriger Anblick, und doch mußte ich lachen, wie die Männer aus dem Haus stolperten und die Kreppe hinunter in ein Loch fegelten, wo sie bis zum nächsten Tag liegen blieben und ihren Rausch ausschließen.

In solchen Zeiten sind erstickte Kaufhändler an der Tagesordnung, auch jene Nacht

machte keine Ausnahme. Zwei Männer gingen an, mit den Macheten aufeinander loszugehen, bis dem einen der Schädel zerfchlagen war, daß das Blut nur so herumspritzte. Niemand schien davon besonders berührt zu sein, als der Verwundete dabongetragen wurde. Der Sieger verschwand, und die übrigen tranken und spielten, bis der letzte Pfennig wieder in den Geldbeutel der Gesellschaft zurückgefchert war.

Am nächsten Morgen suchte ich den Verletzten auf, der gerade in Behandlung war. Seine Freunde hatten eine Handvoll Paprika in die klaffende Schädelwunde gestreut, um das Blut zu stillen. Paprika, Blut und die schwarzen Haare klebten zu einem regelrechten, ungefähr zwei Fäuste großen Knaupel zusammen und damit gut. Diese Menschen können unglaublich viel extragen. Der Schädel des Mannes war buchstäblich offen, er hatte unheimlich viel Blut verloren, trotzdem spazierte er nach der rauen Behandlung herum, und nach zwei Tagen arbeitete er wieder, als ob nichts geschehen wäre. Er wartete auf den nächsten Zahltag. Die Polizei ist zwar verpflichtet einzuschreiten, wenn solche Zweikämpfe losgehen; die Unriernehmung hat jedoch kein Interesse daran, ihre Arbeitstiere ins Gefängnis wandern zu lassen. Wo bliebe da der Gewinn? Ein kleines Geschenk, eine „propina“ für den Comisario verrichtet Wunderdinge.

Freude



Mein Feind

Von Maxim Gorki

Ich war damals neun oder zehn Jahre alt, und mein Feind, Wahjka Kluttscharew, war gleichaltrig mit mir. Es war der Sohn eines Beamten, unwahrscheinlich tapfer und ein ausgezeichneter Faustkämpfer, schwächling, gelenkig und von vollendeter Elastizität. Bei jeder Begegnung pflegten wir in Faust und Kampf zu geraten, prügelten uns blutig und bis zu Tränen, aber wir weinten weniger vor Schmerz als aus Verzweiflung darüber, daß der Kampf immer unentschieden endete. Wir prügelten uns erbittert und bis zur Ohnmacht; dann gingen wir weinend auseinander — es war nichts zu machen, keiner hatte gesiegt, und so ging der Kampf bei der nächsten Gelegenheit weiter — wieder ohne Entscheidung. Einen ganzen Winter lang hatte ich nur den einen Wunsch, Wahjka zu schlagen, und selbstverständlich war er von gleichen Wünsche erfüllt. Darum hatten wir uns, grausam und unerbittlich, wie nur Kinder hoffen können.

Einmal in der Karwoche begegnete ich Wahjka in einer Gasse, die durch ihren Schmutz berühmt war; den ganzen Sommer über trocknete der Schlamm auf ihr nicht aus. Es ging die Sage, daß einmal darin ein Pferd ertrunken war. Um sie ein wenig wegzumachen, waren längs der Gartenzäune Bretter gelegt, aber auch sie waren gefährlich; man rutschte auf ihnen aus.

Auf diesen Brettern also kam mir Wahjka entgegen. Raum hatte er mich bemerkt, als er auf mich losstürzte. Dabei glitt er aus und fiel der Länge nach in den Schmutz. Seine Arme verankerten fast bis zum Ellenbogen im Schlamm. Ich half ihm aufzustehen, aber er stieß mich von sich und betrachtete entsetzt seine Arme, die ganz schmutzig waren. „Dann sagte er mit einem schiefen Lächeln:

„Das seht Prügel.“
„Wie?“

„In Hause“, sagte er und seufzte. Dann fragte er:

„Wer prügelt dich?“
„Der Großvater.“
„Und mich der Vater.“

Wie fiel ein, daß sein Vater wahrscheinlich recht fühlbar prügelte. Ich empfand das Bedürfnis, ihn zu trösten.

„Es ist Ojtern, vielleicht bekommst du darum keine Keile.“

Aber Wahjka schüttelte vergeblich den Kopf.

Da schlug ich ihm vor, die Kerne zu waschen. Er schwieg, endlich stimmte er zu. Am Ende der Straße war ein Kumpel. Wahjka zog sein Hemd aus, ich stieg in das Wasser, das mir bis zum Knie reichte, und begann den Schmutz abzuschleuern. Der Tag war kühl und trübe, mein Feind zitterte mit seinem nackten Oberkörper, seine Augen waren traurig auf mich gerichtet. Gespannt schaute er meiner Arbeit zu, aber je mehr ich sein Hemd bearbeitete, desto trostloser wurde sein Ausdruck. Als die Farbe des Hemdes endlich aus Braun ins Gelb wechselte, sagte er leise:

„Naß sein, man sieht doch, daß es schmutzig ist.“

Wir dachten nach, was zu tun ist, und beschloßen, das Hemd zu trocknen. Zu jener Zeit begann ich gerade Zigaretten zu rauchen, ich hatte immer einige „Persischkan“ (zehn Stück drei Kopfen) bei mir. Wir machten am Hügelhang Feuer, rauchten und schwiegen. Wie sollte man unter Feinden auch miteinander sprechen?

Vom Rauch wurde das Hemd schwarz. An zwei Stellen brannten Löcher durch, das heißt, nur der Rücken war durchgebrannt, der Kermel war nur verengt. Das sah nun schon eher komisch aus. Wir lachten auch, als wir es ab-

nahuten, aber es war natürlich kein lustiges Lachen. Wahjka hatte Mühe, in sein Hemd hineinzukommen, es war auch eingelaufen. Er schnürte sich das Gesicht mit Ruß voll. Durch die Schatten machte sein Gesicht nur noch einen kläglicheren Eindruck. Er sagte hoffnungslos:

„Nun, ich geh jetzt. Schlagen können wir uns heute nicht mehr.“

Er ging. Mir tat er leid. Und, auf Ehrenwort, an diesem Tage hätte ich gern meinen Rücken für ihn hingehalten, damit man mich an seiner Stelle prügelte.

Nach einigen Tagen traf ich meinen Feind wieder.

„Nun“, fragte ich, „hast du Dreische bekommen?“

„Was geht dich das an?“ schrie er mich an. „Nimm Stellung!“

Und wir begannen uns zu prügeln, wie immer, höchstens noch erbitterter als früher, aber ebenso erfolglos. An den Zaun gelehnt, das Blut, das aus der Nase troff, wegwischend, sagte mein Feind:

„Du scheinst stärker geworden zu sein.“

„Du auch“, antwortete ich. Ich sah auf einem Stein und kühlte mein Auge. Auch meine Lippe war zerfchlagen.

Nach diesem Gespräch trennten wir uns. Aber in unseren Worten Klang nicht nur Reid, sondern vielleicht auch schon die Achtung voreinander mit, das noch undeutliche Bewußtsein, daß wir nicht nur Feinde waren, sondern zugleich auch Lehrmeister füreinander.

Wir haben uns allerdings doch noch zwei- oder dreimal geprügelt, aber auch dabei gelang es keinem, einen entscheidenden Sieg zu erkämpfen. Das lag aber zum Teil daran, daß wir nicht mehr darüber diskutierten, wer mehr und schmerzhaftere Prügel bezogen hatte.

Im August, nach einem Wollenbruch von zwei Tagen Dauer, traf ich Wahjka draußen vor der Stadt, wo wir damals das Hemd gewaschen hatten. Er sah traurig auf einem zerfallenen Zaun, das Gesicht in die Handflächen gestützt,

als er aufblidte, merkte ich, daß die Lider seiner müden Augen gerötet und geschwollen waren. „Ich will mich nicht mehr prügeln“, sagte er.

„Du hast wohl Angst?“ sagte ich, um ihn zu reizen.

Er aber antwortete:

„Meine Schwester ist gestorben, aber das macht nichts, sie war noch so klein, ein Säugling. Aber schlimmer ist, daß ich nun in die Kadettenanstalt soll.“

Für mich war die Kadettenanstalt etwas wie ein Gefängnis, ein mächtiges Gebäude hinter hohen Mauern des Kremel, weiß getüncht, und die Korridore grell gelb. Alle großen Häuser waren mir unangenehm, da ich selbst klein war, war ich ihnen feindlich gesinnt, ich glaubte, daß in ihnen immer Langeweile herrschen müßte, und daß in großen Räumen sich die Augen so weiteten, daß sie endlich platzten. Ich bedauerte meinen Feind tief, daß man ihn in die großen Häuser und in die Langeweile hineinjagen wollte. Ich setzte mich zu ihm und sagte:

„Kannst du nicht danklaufen?“

Aber er stand auf, und zum ersten Male streckte er mir seine kleine Hand in friedlicher Absicht entgegen, diese Hand eines Kämpfers, deren Kraft mein Körper so oft gefühlt hatte.

„Leb wohl, Bruder“, sagte er halblaut und blickte mich nicht an. Aber ich sah, daß seine Lippen zitterten.

Ich wollte so ungern ihm Lebewohl sagen.

Aber natürlich mußte ich es sogar. Lange und traurig sah ich hinter ihm her, während mein geliebter Feind langsam und widerwillig den steilen Pfad über die Hügel hinaufging.

Und lange danach war es traurig und einsam, langweilig und leer für mich, ohne meinem Feind zu leben.

Wißt Ihr schon? . .

Die rechte Herzkammer hat nur das halbe Gewicht der linken. Die Dicke der linken (für den großen oder Körperkreislauf arbeitenden) Herzkammer beträgt (im mittleren Teil) beim Manne 11 1/2, bei der Frau 10 Millimeter. Die Dicke der rechten (für den kleinen oder Lungenkreislauf pumpenden Kammer) nur 4 und 3 1/2 Millimeter.

Eine Weckeruhr, die den Zweck hat, den Schlaf möglichst sanft seinem Schlummer zu entreißen, ist eine Verbindung von Uhr und Grammophon. Zu gewünschter Zeit wird von der Uhr eine Grammophonplatte in Bewegung gesetzt, so daß man also bei den Klängen seines Lieblingsliedes erwachen kann.

Leonardo da Vinci, der Maler und Bildhauer, verfaßte etwa 120 Bücher, ist also den fruchtbarsten Schriftstellern aller Zeiten zuzugählen.

Kaiser Friedrich (1231) verbot noch die Anwendung des Papiers zu Urkunden, weil es zu vergänglich sei. Italienische Notare mußten noch in späteren Jahren bei ihrem Amtsantritt versprechen, kein Papier zu Urkunden zu verwenden.

Der Methyloalkohol hat — im Gegensatz zu dem gewöhnlichen Alkohol, das ist Methyloalkohol — eine ganz besondere Affinität zum Gewebe der Sehnerven; oft ohne alle anderen Vergiftungserscheinungen tritt bei Genuß von Schnaps oder Rum, der mit Methyloalkohol gefälscht ist, unter der Wirkung des Methyloalkohols ungemein rasch eine zur Blindheit führende Entzündung der Sehnerven auf.

Die meisten erwerbstätigen Frauen gibt es in Japan. Sie betragen nach der letzten Statistik 66 Prozent aller Erwerbstätigen, in England 25 Prozent, in Italien 22 Prozent, in Deutschland 20 Prozent, in Nordamerika 14 Prozent.

Der reichste Mann der Antike war nicht Krösus, sondern der Kaiser Augustus, der zufolge dem Marmor Auchanam über vier Milliarden Sesterzen besaß, das sind etwa 760 Milliarden nach deutschem Geld.

Nach neueren Feststellungen sollen Kinder, die sich viel bewegen, mehr Ausmaß haben, zu wachsen als jene, die sich wenig bewegen.

Weiteres

Der Lautsprecher. Mutter (aus dem Nebenzimmer): „Fritz, um Gottes willen, stelle den Lautsprecher sofort ab! Diese entsetzliche Frauenstimme geht mir ja durch und durch!“ — Fritz: „Aber Mama, das ist doch nicht das Radio, Frau Braun ist hier und will dich besuchen!“

Ein anatomisches Wunder. „Höre, Anton, ich habe solches Steschen dahier. Sag, kann das von der Milz sein? Wo ist denn eigentlich die Milz?“ — „Na, das weiß doch jeder. Die Milz ist dort, wo du deine Taschenuhr hast...“ — „Um Gotteswillen, dann ist meine Milz im Verjahamt...!“

Billiges Leben. „Ich lebe halb so billig, seitdem ich verheiratet bin!“ — „So, dann würde ich dir raten, noch eine Frau zu nehmen — dann lebst du ja ganz umsonst!“

Eine moderne Familie. Nach dem Mittagessen amüsiert sich die Gnädige damit, ihrem einzigen Sproßling, dem jungen Toto, allerlei indiscrete Fragen zu stellen, um den Vater des Mangen, der dabei anwesend ist, zu ärgern. — „Sag mal, Toto, wenn der Papa und ich uns scheiden lassen, würdest du dann lieber bei ihm oder bei mir bleiben?“ — „Das hängt davon ab“, antwortete Toto ganz harmlos, „wer von euch beiden das Auto besitzt.“

Der Abgehärtete. „Na, Herr Abrutsch, gut erholt beim Winterport?“ — „Ach gehn S! Ich bin schon am ersten Tag in eine Riesenschneewächte gestürzt und dann drei Wochen gelegen!“ — „Sapperlot, müssen Sie abgehärtet sein, daß Sie da nicht erstarren find!“

Der Offizierssohn. Oberst Schrumm ist scharf auf Ordnung im Hause. Diesmal knöpft er sich seinen Kragen vor: „Heinz-Wolfram, hör mal, was ist denn das für ne Bummelsei?! In deinem Schulranzen fehlt der angepöhlte Bleistift, fehlt das Lehebuch! Zum Donnerwetter noch mal, Junge, das brauchst du doch beides. Wie nennt man wohl einen Soldaten, der in den Krieg zieht ohne Tornister und Seitengewehr? He?!“ — „Das ist der General, Papa“, sagt Heinz-Wolfram stramm.

Therapie. „Leidet Ihre Tochter noch immer an Kleptomanie?“ — „Nein, jetzt nicht mehr, wir haben ja neulich in der Lotterie gewonnen!“

Erst nachher. „Ihr jungen Leute wollt heutzutage alle nicht heiraten, Ihr habt eben Angst vor der Ehe. Als ich jung war, war das anders. Ehe ich heiratete, wußte ich überhaupt nicht, was das Wort Angst bedeutet.“

Kreismeisterschaft 1934.

Der Kreisschachleitung wurden folgende Bezirksmeister gemeldet:

1. Bezirk Schachsektion Kleischa.
2. „ „ Arb.-Schachklub Wisterschan.
3. „ „ Schachsektion Komolau.
6. „ „ „ „ Krochwitz.
7. „ „ „ „ Sobrusan.
9. „ „ „ „ Neustadt.
10. „ „ Arb.-Schachklub Warnsdorf.

Die Auslosung und Einteilung erfolgt in der in nächster Zeit stattfindenden Kreisschachsitzung.

Instruktionen für Kampfrichter.

Jene Genossen, welche bei der bevorstehenden Kreismeisterschaft als Kampfrichter fungieren, führen ihr Amt strikt nach folgenden Weisungen durch:

Laut Beschluß der letzten Bundesachsatzung können Sektionen, welche an der Kreismeisterschaft teilnehmen, neue Spieler einteilen, auch wenn sie das Vereinsturnier nicht mitgespielt haben, jedoch nur als Ersatzmänner und müssen 1/2 Jahr Mitglied des Verbandes sein. Bei Spielen mit Uhren ist bei Hängepartieabbruch die Zeit der Zusatzgabe unbeschränkt.

1. Vor Beginn des Wettkampfes überprüft der Kampfrichter alle Mitgliedsbücher, in welchem die Beitragsmarke des letzten verflorenen Monats und die Jahrespartenmarke geklebt sein muß. Wettkämpfer, deren Mitgliedsbücher diese Bedingung nicht erfüllen, sind vom Wettkampf auszuschließen und wird ihnen ein Verlustpunkt eingetragen.

2. Der Kampfrichter überprüft die richtige Lage der Bretter, sowie die richtige Aufstellung der Figuren, wonach er die Bretter freigibt.

3. Der Kampfrichter beaufsichtigt, daß alle Partien geschrieben werden. Er sammelt die Notationsblätter aller Sieger und übermittelt dieselben der Kreisleitung.

4. Die Wartezeit beträgt 1 Stunde und wird nach Ablauf derselben dem Fehlenden ein Verlustpunkt eingetragen.

5. Nach vierstündiger Spieldauer können Partien abgebrochen und als Hängepartien fortgesetzt werden. Der am Zuge befindliche Spieler ist verpflichtet, innerhalb 15 Minuten seinen nächsten Zug in verschlossenem Kuvert dem Kampfrichter zu übergeben. Der Zeitpunkt zur Austragung der Hängepartien ist festzusetzen.

6. In Streitfällen entscheidet der Kampfrichter auf Grund der Spielregeln und Wettkampfordnung unserer Anleitungshefte. Eventuelle Proteste gegen getroffene Entscheidungen sind an die Kreisleitung weiterzuleiten. Protestgebühr 10 Kc.

7. Der Kampfrichter ist verpflichtet, über Resultat und Spielverlauf seiner zuständigen Spilleitung ehestens ausführlich Bericht zu erstatten.

Schach-Ecke

Geleitet von Genossen Wenzel Scharoch, Zwettnitz 65 bei Teplitz-Schönnau.

Schachaufgabe Nr. 185.

Von Rudolf Prade, Radebeul.

Schwarz: Kg6, Ta1, Sp6, g3, Bb4, b6, c7, g7. h4 (9).



Weiß: Kh3, Tc2, h8, Lb1, e7, Sp4, d8, Be3 (8).

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 182: Th7—b7.

(Nebenlösung nach Th7—a7+.)

Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Dinnebler Emil, Tetschen; Lerche Franz, Wolfersdorf; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Taßler Ernst, Franzenthal; Rinold Rudolf, Eulau; Wenzel Adolf, Arnsdorf bei Haida; Lösel Richard, Hochoborn; Friedrich Rudolf, Hieke Josef, Fritsch Anton, Hauptmann Franz, sämtlich Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Hyna Josef und Franz, Hostomitz; Bittner Richard, Fuchs Hans, Neubert Anton, Schlegel Josef, Kerschhagel Josef, sämtlich Kleinaugest; Blaha Karl, Osek; Fritsch Gustav und Michel Fritz, Wisterschan; Walter Ludwig, Bobek Franz, Schmied Ferdinand, sämtlich Kwitkau; Mildorf Adolf und Döhnert Max, Tschau.